

dtv

April Epner ist Mitte dreißig, Lateinlehrerin, kleidet sich gern vernünftig und hat jede Menge freie Abende. Noch ahnt sie nicht, dass das Schicksal eine schwere Erschütterung für sie bereithält: Ihre leibliche Mutter (April ist ein Adoptivkind gewesen) hat über all die Jahre das Leben ihrer Tochter aus der Ferne mitverfolgt und hält es jetzt für angebracht, sich ihr zu offenbaren. Und sie ist nicht irgendwer: Bernice Graverman ist ein Fernsehstar, liebt Glitzer und Glamour und hält nicht viel von vornehmer Zurückhaltung, kurz, sie ist das, was April ohne Zögern als »unmögliche Person« bezeichnen würde. Mit Aprils ruhigem Leben ist es vorbei . . .

»Ein Roman, der Sie so gefangen nehmen wird, dass Sie aufbleiben werden, um ihn zu Ende zu lesen, egal, auf wann Ihr Wecker gestellt ist . . . warmherzig und witzig.«  
(People)

*Elinor Lipman* hat bereits eine Reihe von Romanen veröffentlicht, von denen mehrere auch auf Deutsch erschienen sind. Sie lebt in Massachusetts.

Elinor Lipman

# Als sie mich fand

Roman

Deutsch von  
Uschi Gnade

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Für Bob und Ben*

Ungekürzte Ausgabe

Oktober 2008

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

© 1990 Elinor Lipman

© 2008 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

Deutsche Erstveröffentlichung München 1994,

unter dem Titel ›Lieber ohne meine Mutter‹

Abdruck des Ausschnitts aus ›The Best of Daytripping and Dining‹

(© 1985 Betsy Wittemann und Nancy Webster)

mit freundlicher Genehmigung von Wood Pond Press,

West Hartford, Connecticut

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: Photodisc/F1online

Gesetzt aus der Sabon 10/12

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21087-4

## I

Meine biologische Mutter war siebzehn, als sie mich bekam, und selbst das war schon mehr, als ich über sie wissen wollte. Ich machte mir keine romantischen Vorstellungen von dem Akt, der mich hervorgebracht hatte, malte mir nicht aus, sie sei Cheerleader bei einem Football-Captain oder Au-pair-Mädchen bei einem Rockefeller gewesen. Wenn ich überhaupt jemals darüber nachdachte, dann stellte ich mir Folgendes vor: zwei gesichtslose und ordinäre Teenager, die es in dem noch nicht fertiggestellten Kellerraum, in dem sie unbeaufsichtigt ihren Jitterbug hinlegten, lustlos miteinander trieben.

»Adoptiert« war nie ein Etikett, das mich zusammenzucken ließ. In unserer Familie hatte das die Bedeutung »handverlesen«, »unglücklichselig« und »kostbar«. Ich liebte die Geschichte, wie meine Eltern mich in der Agentur zum ersten Mal zu sehen bekamen, wie ich ernst ihre Gesichter musterte – erst ihres, dann seins und dann wieder ihres – und dann grinste. Ich wurde dazu erzogen, froh zu sein, dass dieses Mädchen, dieser unselige Teenager, mich nicht behalten konnte; das Allerletzte, was ich mir gewünscht hätte, wäre gewesen, eine Fremde zur Mutter zu haben. Trotzdem ließ ich beim Schlafen ein Licht in meinem Schlafzimmer an, bis ich zwölf war, denn ich fürchtete, sie würde ihre Rechte geltend machen.

Später ärgerte es mich dann. Ich ärgerte mich über den Teenager und sonst über gar nichts. Konnte das Mädchen

je echte Umstandskleider getragen oder auch nur ein einziges Vitaminpräparat für Schwangere meinetwegen eingenommen haben? Ich kann mich erinnern, dass ich in dem Punkt Erleichterung und Dankbarkeit verspürte und mir sagte: Na und. Ich bin gesund und glücklich und entschieden besser dran. Es ist ein Glück, dass sie mich nicht behalten hat. Ich hätte wohl kaum die Highschool abgeschlossen. Ich wäre Kosmetikerin oder praktisch ausgebildete, aber nicht staatlich geprüfte Krankenschwester geworden, und ich hätte mir eingebildet, eine glanzvolle Karriere gemacht zu haben. Je mieser ich es hinstellte, desto mehr fühlte ich mich im Recht. Ich erfand diese Teenager beim Jitterbug, als ich auf die Junior-Highschool ging und meine Adoptiveltern angingen, alt auszusehen. Ich entschied mich gegen die verantwortungslosen Kinder und stellte mich nachdrücklich hinter die Eltern. Meine Geschichte passte mir gut in den Kram, und mit der Zeit glaubte ich selbst daran. Ich besuchte keine Selbsthilfegruppen für adoptierte Kinder, und ich machte mich nach niemandem auf die Suche.

Dann fand sie mich.

Ein Mitarbeiter des *Boston Globe* machte die Aufnahme an einem sonnigen Sonntag. »Wieder einmal«, lautete die Überschrift. »April Epner, dreieinhalb, tut ihren Unmut kund, als die Schwanenbootsfahrt – die erste der Saison – endet. Die Eltern Gertrude und Julius Epner aus Providence versprechen ihr eine weitere.« Ich habe eine Pferdeschwanzfrisur, presse mir eine Miniaturhandtasche an die Brust und plärre allerliebste. Trude und Julius lächeln einander über meinen bemühten Kopf hinweg an, das Lächeln von vernarrten Eltern, deren Sonntagsausflug ihre kühnsten Hoffnungen bei weitem übertroffen hat. Nachrichtenagenturen stürzten sich auf das Foto aus dem *Globe* und schickten es mit einer neuen Unterschrift an überregionale Pressedienste: »Schafft Platz für Kanäle.« Es wurde von Zeitungen in ganz New England und an entlegenen Orten abgedruckt, in denen Fotos von Frühlingsvorboten dünn gesät waren. Julius schrieb an das Bildarchiv des *Globe* und drückte sein Interesse an einem Hochglanzabzug aus, den er zusammen mit dem grobkörnigen Zeitungsfoto hinter Mattglas rahmte.

Im Zentrum von Boston kam Bernice Graverman bei einem Bummel in der Mittagspause an dem Messingschild vorbei, auf dem »Agentur Florence Cohn« stand. Sie dachte sich: Es war mir bestimmt, an der Boylston aus der Straßenbahn auszusteigen. Ich hatte nicht die Absicht,

aber wenn ich jetzt schon hier bin, muss ich auch raufgehen. Sie war äußerst zufrieden damit, wie sie an jenem Tag in ihrem Kamelhaarmantel aussah, den der Laden zu Washingtons Geburtstag runtergesetzt hatte, und sie hatte gute Neuigkeiten. Sie überprüfte ihren braunen Pagenschnitt, ihren Lippenstift und ihre Strumpfnähte, ehe sie den Aufzug in den vierten Stock nahm. »Ist Mrs Prince da?«, fragte sie die Empfangsdame.

»Wir haben hier niemanden, der so heißt«, wurde ihr mitgeteilt. »O doch, das haben Sie«, sagte Bernice. »Sie war meine zuständige Sozialarbeiterin, und so lange ist es nun auch noch nicht her.« Sie legte sich eine Hand auf den Bauch. Hundert Aufsetzübungen täglich. So flach wie eh und je.

Die Empfangsdame machte ein finsternes Gesicht und trat den Rückzug an: »Sie meinen Mrs Price?«

»Habe ich das denn nicht gesagt?«

»Sie ist nicht mehr bei uns.«

»Ist sie gefeuert worden?«, fragte das Mädchen.

Die Empfangsdame schürzte die Lippen und fragte nach Bernice' Namen zu dem Zeitpunkt, als sie mit der Agentur Florence Cohn zu tun gehabt hatte. Sie öffnete eine Tür aus dunklem Holz und betrat die geschlossenen Büroräume. Nach ein paar Minuten folgte ihr eine makellos gekleidete Frau in eierschalfarbenem Wollstoff zurück in das Wartezimmer. Die Frau hielt ihr die Hand hin und stellte sich als Mrs Mazur vor. Bernice stand eifrig auf, um die ausgestreckte Hand zu nehmen, und innerlich machte sie sich einen Vermerk über die Effekte, die mit goldenen Accessoires zu erzielen waren, wenn sie sich gegen eierschalfarbene Wolle absetzten.

»Gehen wir doch in mein Büro«, sagte Mrs Mazur.

»Mit dem größten Vergnügen«, erwiderte Bernice.

Ihr fiel auf, dass es das Büro von Mrs Price war. Diesel-



ben dämlichen Fotografien von angepassten Kindern an den Wänden; dieselben sich ständig wiederholenden Medaillons auf der grünen Tapete. Mrs Mazur setzte sich hinter ihren Schreibtisch; Bernice nahm den Besucherstuhl.

»Ich wette, Sie fragen sich, was ich hier zu suchen habe«, sagte sie.

»Möchten Sie es mir vielleicht sagen?«

»Ich bin zufällig vorbeigekommen, und da habe ich mir gesagt: Vielleicht wüssten sie dort gern, was aus den Müttern wird. Damit sie sehen, wie es ihnen ergeht und wie sie jetzt zurechtkommen. Ob sie glücklich sind und solches Zeug.«

Mrs Mazurs gefaltete Hände lagen auf dem Pappdeckleinband der Akte des Mädchens. Bernice sah ihren Namen, der auf ein Etikett getippt war; sie sah, wie es die Sozialarbeiterin in den Fingern kribbelte. Sie kannte das Verlangen dieser Menschen, Worte auf Papier zu lesen, Beurteilungen vorzunehmen und Akten genau zu studieren, ehe sich die Klientin hinsetzte und mit ihnen redete. »Mrs Price hat sich auch immer Notizen gemacht, wenn wir miteinander geredet haben«, sagte Bernice. »Ich nehme an, alles, was Sie über mich wissen wollen, steht da drin.«

Mrs Mazurs Finger glitten über die Ränder des Ordners.

»Machen Sie schon«, sagte Bernice. »Woher sollten Sie sonst wissen, wie gut ich mich gemacht habe?«

Mrs Mazur zögerte – eine Taktik der Agentur –, ehe sie den Ordner aufschlug und die Eintragungen überflog.

»Ich komme großartig zurecht«, fuhr Bernice fort. »Im Januar fange ich bei Northeastern an, und ich werde Merchandising studieren.«

Mrs Mazur murmelte beim Lesen beifällig vor sich hin.

»Bei Jordan Marsh habe ich drei Gehaltserhöhungen in zwei Jahren bekommen, und alle sagen, dass ich das Zeug für eine Führungskraft habe.«

Mrs Mazur schaute auf, lächelte erneut und schloss die Akte. »Das freut mich wirklich sehr. Wie ich sehe, liegt die Adoption erst fünf Monate zurück.«

»Ich werde gleichzeitig arbeiten und studieren und mir somit praktisch meine Ausbildung selbst finanzieren, während ich sie mache.« Sie setzte sich aufrechter hin. Ihre marineblaue Voilebluse hatte oben Biesen; sie wollte, dass diese adrett gekleidete Mrs Mazur die Qualität der Verarbeitung würdigte und den marineblauen Taftunterrock darunter bemerkte. »Ich dachte mir, dass Sie solche Dinge sicher gern wüssten . . . sie in Ihren offiziellen Akten festhalten.«

»Allerdings, ganz gewiss«, sagte Mrs Mazur automatisch. Sie schrieb nichts in den Ordner. Auch das war Bernice verhasst.

»Können Sie Mrs Price sagen, dass ich vorbeigekommen bin und dass ich jetzt ins College gehe? Und dass es mir gutgeht? Ich bin mir ganz sicher, dass sie sich noch an mich erinnert.«

Ein Surren des Telefons. Der Aktenordner lag unbeaufsichtigt auf der Schreibtischunterlage. Bernice stand auf und lächelte und tat so, als sei dies ihr Zeichen zum Aufbruch. Im nächsten Augenblick brachte sie den Hefter an sich; sie hatte ihn schon aufgeschlagen und wieder geschlossen, ehe die Sozialarbeiterin mit einem Satz die Rettung antrat. »Tut mir leid«, sagte Bernice und schob ihr den Ordner wieder zu.

Aber sie hatte den Namen gesehen – auf einer weißen Karte, die innen an den Aktendeckel geheftet war, das Allererste, was man zu sehen bekam. War so viel Dummheit vorstellbar?

Ihre Tochter trug jetzt den Namen Epner. Ihre Tochter war bei den Epners untergebracht.

»Regen Sie sich bloß nicht auf«, sagte Bernice. »Ich habe nicht das Geringste gesehen.«

Im Telefonbuch von Boston gab es keine Epners. Die Vermittlung sagte, nein, man hätte dort niemanden mit diesem Namen in der Stadt, ganz gleich, wie sehr die junge Dame auch darauf beharren mochte, und ob sie wohl mit ihrem Vorgesetzten reden wollte?

»Es ist ja schließlich nicht so, als wollte ich die Leute anrufen oder so was«, antwortete Bernice.

Zwei Jahre später fand Bernice Graverman ihre Tochter im *Globe*. Da stand dieser Name, Epner, und da war dieses kleine Mädchen, das genau im richtigen Alter war. Für Bernice war klar, dass dieses blonde, hellhäutige Ehepaar, das polnisch aussah, dieses dunkelhaarige kleine Mädchen mit dem scharf geschnittenen Gesicht nicht geboren haben konnte. »April« hatten sie sie genannt. Ausgerechnet. Wie grässlich. Bernice schnitt das Bild aus, steckte es in einen Umschlag und legte es ganz unten in ihren Schmuckkasten. Sie rief die Auskunft in Providence an und bekam die Telefonnummer und die Adresse eines Julius Epner. Auch das wanderte in ihren Schmuckkasten.

Sie hatte keinen Plan. Sie war zwanzig Jahre alt und hatte kein bisschen mehr Interesse an einer unehelichen Mutterschaft als vor drei Jahren. Halbjährliche Anrufe in Providence – höfliche Anfragen nach erfundenen Namen, Entschuldigungen, dass sie sich verwählt hätte, und dabei brachte sie in Erfahrung, dass die Eltern einen deutschen Akzent hatten und dass das kleine Mädchen eifrig ans Telefon rannte und ihnen meistens einen Schritt zuvorkam – waren alles, was Bernice Graverman dreiunddreißig Jahre lang im Hinblick auf ihre Tochter tat, ihr einziges Kind.

Sie haben »60 Minuten« gesehen – die Wiederbegegnung auf dem Flughafen zwischen dem Kind, das sie vor fünf- und zwanzig oder dreißig Jahren weggegeben hatte, und der händeringenden leiblichen Mutter. Was sind das für Menschen, die die Fernsehkameras zu solchen Begegnungen zitieren? Da ist der Ehemann, nicht der leibliche Vater, sondern der Typ, der die junge Mutter später geheiratet hat und Verständnis für ihre Nachforschungen aufbringt. Und dort ist die rechtmäßige Familie der beiden, zwei der drei ehelichen Söhne. Sie sehen aus wie ihr Vater, schwerfällig. Die eintreffende Tochter, die elegant gekleidet ist, ist das vollkommene Ebenbild ihrer leiblichen Mutter, die sich für diesen Anlass einen Trenchcoat aus schwarzem Leder gekauft und sich ein grelles Halstuch umgebunden hat, das ihr einen Touch von Rodeo verleihen soll. Sie müssen wohl dafür bezahlt werden, dass sie so etwas im überregionalen Fernsehen übertragen lassen, sagt man sich. Was wir hier sehen, muss ein Nachstellen dessen sein, was sich vor wenigen Minuten wirklich abgespielt hat.

Aber vielleicht auch nicht. Die Mutter weint, und die neue Tochter weint ebenfalls. Der Stiefvater auch. Und auch wir.

Ich habe die Frau, die behauptete, meine leibliche Mutter zu sein, in einem Esslokal zehn Minuten südlich von Boston getroffen. Eine Freundin von ihr arrangierte das Treffen, nachdem sie mich einen Tag lang auf lachhafte

Weise überwacht hatte und mir nervös in ihrem schwarzen BMW gefolgt war. Nichts von alledem war notwendig: Mein Name und meine Adresse standen offiziell im Telefonbuch; diese Freundin hätte – da sie nämlich etwa so gefährlich wie eine Einkäuferin von Saks aussah, die heimlich bei Bonwit's einkauft – nichts weiter zu tun brauchen, als mich zu fragen, ob ich April Epner bin, und ich hätte gesagt: »Ja, klar.« Aber sie musste die Schnüfflerin spielen; sie musste sich eine Sonnenbrille aufsetzen und meinem alten Corolla zu dem Hochhaus folgen, in dem ich meine Wohnung habe. Sie musste mich im Foyer einholen, als ich mit ausgestrecktem Schlüssel auf meinen Briefkasten zuing, und sie musste mich aufhalten, indem sie mir eine Hand auf den Arm legte. Aus der Nähe konnte ich sehen, dass sie sich die Lippen mit einem Lippenkonturenstift vergrößert und mit einem cremigen rosa Lippenstift geschminkt hatte. »Sind Sie am ersten April 1952 geboren?«, sagten diese Lippen.

Ich zwinkerte und antwortete nicht. Ich dachte: Das ist einer dieser Wettbewerbe, zu denen ich mich nie angemeldet habe, eine Postwurfsendung, die ich in den Müll geworfen habe.

Sie probierte es noch einmal: »Ich vertrete jemanden aus Ihrer Vergangenheit, der eine April Epner sucht, die an jenem Tag geboren worden ist.«

Daraufhin wusste ich es. Das musste sie sein, die Frau, die mich geboren hatte; die andere Mutter, die, die ich erfolgreich begraben habe. Ich muss etwas für eine Tochter Typisches gesagt haben, denn die Frau fragte schroff: »Wäre Ihnen diese Neuigkeit willkommen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte ich. »Ich weiß es nicht, es ist nur einfach . . . meine Mutter ist gestorben.«

»Ich rede von Ihrer richtigen Mutter«, sagte sie. »Von Ihrer leiblichen Mutter.«

»Sie sind es also, oder nicht?«, fragte ich, nachdem ich mich einen Augenblick lang an diesem gepuderten Gesicht gemessen hatte, dieser Sonnenbrille mit dem Monogramm, dem Twinset und den matten Perlen.

»Nein«, sagte die Frau. »Aber ich bin eine Freundin von ihr. Eine sehr, sehr gute Freundin.«

Nein, dachte ich. Das geht nicht. Du irrst dich. Du kannst nicht eine sehr, sehr gute Freundin der zerlumpten Teenagermutter sein, die nicht für mich sorgen konnte, obwohl sie mich geliebt hat.

»Wo ist sie?« Ich schaute zum Wagen der Frau und rechnete fast damit, eine schwangere Siebzehnjährige zu sehen, die uns beobachtete und schniefte.

»In Boston. Sie ist eine Berühmtheit. Sie hat vor sechsunddreißig Jahren an Ihrem Geburtstag eine Tochter bekommen und sie zur Adoption freigegeben.« Die Frau trug dort, wo ein Ehering hätte stecken können, einen gigantischen eckigen Amethyst. Ich dachte: ein Club von reichen, alleinstehenden Berühmtheiten, die einander bei der Suche nach ihren Babys helfen.

»Oh, mein Gott«, sagte ich. »Was für eine Art von Berühmtheit?«

Sie kniff die Lippen zusammen. »Habe ich ›Berühmtheit‹ gesagt? Das hätte ich jetzt noch nicht enthüllen dürfen. Von mir wird lediglich erwartet, dass ich den Kontakt herstelle und die Beurteilung vornehme.«

»Die Beurteilung?«

»Keine Beurteilung. Nur das hier, unser Gespräch miteinander. Ich bin sicher, dass Sie das verstehen.«

»Nein«, sagte ich. »Ich bin sicher, dass ich es nicht verstehe.«

»Lassen Sie es mich einmal so sagen: Meine Freundin braucht . . . gewisse Parameter.«

Ich fragte, was das heißen sollte »Parameter«?

Sie taxierte meinen schlichten Trenchcoat und meine Umhängetasche aus Cordsamt und lächelte dann gepresst. »Bernice ist nicht gerade die geborene Sozialarbeiterin. Sie möchte ihre Tochter kennenlernen, aber sie ist vorsichtig. Das wäre doch wohl jeder.«

*Bernice* – so also hieß die Berühmtheit, ein verräterischer Ausrutscher, wenn mir bloß eine einzige berühmte Bernice eingefallen wäre. »Und was werden Sie dieser Bernice erzählen? Dass ich annehmbar bin? Oder dass ich ungehobelt bin und dass mein Regenmantel in die Reinigung gehört?«

»Ich werde ihr ganz entschieden zuraten, Sie zu treffen«, sagte die Frau voller Stolz. »Ganz entschieden. Dann wird sie die weiteren Schritte unternehmen.«

»Donnerwetter!«, sagte ich. »Sind Sie auch ganz sicher? Ohne auch nur meine Referenzen zu überprüfen?«

»Sie machen sich eine falsche Vorstellung«, sagte die Frau. »Ich habe Ihnen wirklich einen furchtbaren Eindruck von ihr vermittelt.«

»Sagen Sie ihr, dass ich in Radcliffe meinen Abschluss gemacht habe«, sagte ich erbost. »Sehen wir doch mal, wie ihr das gefällt. Und sagen Sie ihr, dass ich auch nicht gerade die geborene Sozialarbeiterin bin. Sagen Sie ihr, dass ich meine Eltern liebe und dass ich blendend zu recht komme.«

»Radcliffe!«, wiederholte die Frau. »Das ist ja einfach wunderbar.«

»Cum laude«, fügte ich noch hinzu.

»Das wird sie umwerfen«, sagte die Frau. Sie streckte die Hand aus, als hätte ich es mir soeben verdient, dass sie sich mir vorstellte. »Ich bin Sonia Friedberg. Ich bin eine sehr, sehr gute Freundin Ihrer Mutter.« Sie schob sich die Sonnenbrille auf die Stirn und sagte: »Die Ähnlichkeit ist gespenstisch, und das ist prachtvoll. Das macht alles ein-

fach um vieles ... einfacher.« Sie musterte aus zusammengekniffenen Augen mein Haar und fragte, ob ich etwas damit täte.

»Was?«

»Ihr Haar hat einen kastanienbraunen Schimmer. Und es ist leicht gewellt. Das haben Sie nicht von ihr.«

»Mein Haar ist schlicht und ergreifend braun.«

»Ihr Haar war auch von Natur aus braun«, sagte Sonia. »Und die Augen. Vor allem durch die Augen sehen Sie ihr so ähnlich. Dasselbe tiefe Braun, dieselbe Intensität.«

Ich wich einen Schritt zurück.

»Sie haben ein zarteres Gesicht als sie. Und doch ist es einfach wunderbar. Sie wird begeistert sein.«

»Wer ist sie?«, fragte ich erbost. »Und was ist so wunderbar – dass ich ihr ähnlich genug sehe, um die Akte zu schließen?«

»Oh«, sagte Sonia, »das stand immer außer Frage! Sie hat immer gewusst, dass Sie diejenige sind. Sie kennt Ihren Namen schon seit vielen, vielen Jahren, aber sie ist erst seit kurzer Zeit so weit, dass sie sich mit Ihnen auseinandersetzen kann.«

»Aber noch nicht weit genug, um selbst zu kommen, statt einen Spion zu schicken?«

»Sie ist eine Frau, die außerordentlich viel zu tun hat«, sagte Sonia. »Sie ist es gewohnt, Dinge zu delegieren.«

Ich steckte meinen Schlüssel in das Schloss des Briefkastens und sah, dass meine Hand zitterte. »Das klingt alles ziemlich verabscheuungswürdig«, sagte ich.

Sonia sperrte den Mund auf, um ihr Erstaunen auszudrücken. »Oh, nein. Das ist sie ganz und gar nicht.« Sie schüttelte das fehlgeleitete Bild ab, und sie lachte, als male sie sich etwas unbeschreiblich Köstliches aus. »Sie ist phantastisch«, sagte sie. »Ganz phan-tas-tisch.«



Bernice Graverman war meine Mutter, schön und gut, und ich hasste sie schon nach wenigen Minuten. Sie war ein schlanker, dunkelhaariger Typ, der einen an Bess Myerson in ihrem Catalina-Badeanzug erinnerte, wie sie zur Miss America gekrönt wurde, und auf ihre Art sah sie phantastisch aus. »Gabrielle«, sagte sie theatralisch, als sie mich sah. »Gabrielle.«

Ich lief durch den Haupteingang des Speiselokals auf ihre Stimme zu. Ich kenne diese Frau, sagte ich mir. Ich kenne sie auf irgendeiner tieferen Ebene. Ihre Stimme . . . ihr Gesicht. Ich dachte: Das gehört mir. Wirklich unheimlich. Eine vorgeburtliche Erinnerung.

»Bernice hat ihre eigene Fernsehsendung«, sagte Sonia gerade. Ich kriegte es nicht gleich mit. Dann hörte ich sie – atmosphärische Störungen, die ein schwaches Signal übertönen. Die erklärende Einführung kam bei mir an: Dieses Wissen um Bernice war nicht in meiner DNS verankert. Es war nicht das eines Kindes, das seine längst verlorene Mutter findet. Es war das eines gelegentlichen Zuschauers, der zwischen den Kanälen hin und her schaltet. Sonia versetzte mir einen Rippenstoß, und ich nahm Platz.

Bernice Graves vom Vormittagsprogramm des Senders Boston: »Bernice G!« – eine Show in gepolsterten Ohrensesseln, bei der zu Beginn der Sendung Kaffee in einem silbernen Teeservice ausgeschenkt wurde.

»Das ist der Grund, aus dem ich dich gefunden habe«, sagte Bernice, während ich ihren Pagenschnitt von Buster Brown anstarrte, blauschwarz gefärbt und steif vor Glanzlack. Ihre Haut war sonnengebräunt, bis auf den feuchtschimmernden weißen Lidschatten. »Ich habe eine sehr, sehr eindringliche Sendung zum Thema Adoption gemacht: mit ein paar Müttern, die Kinder geboren haben, und ein paar Waisen. Direkt vor dem Nachspann habe ich in die Kamera gesehen und gesagt: ›Ich habe es bisher noch niemandem erzählt, aber ich habe vor sechs- unddreißig Jahren ein Kind zur Adoption freigegeben.« Bernice schloss die Augen und erinnerte sich wieder an den Schmerz und die Großartigkeit dieses kathartischen Augenblicks. »Ich habe nicht gespürt, wie es sich angebahnt hat. Das Nächste, was ich weiß, ist, dass die Worte draußen waren . . .« Bernice schlug die Augen wieder auf. »Du hast die Sendung nicht zufällig gesehen, oder doch?«

Ich sagte, ich hätte sie nicht gesehen. Ich unterrichtete täglich an der Schule.

»Die Zeitungen haben auch darüber berichtet. Es stand in Jack Thomas' Kolumne im *Globe* und in Norma Nathans Spalte im *Herald*.«

»Ich habe nichts darüber gehört«, sagte ich zu meiner Verteidigung.

»Das war das einzige Mal, dass mich mein Publikum je weinen gesehen hat.«

»Du hast es bei einer Live-Übertragung gesagt?«, fragte ich.

Bernice starrte mich an. Hatte ich gefragt, ob es eine *Live*-Übertragung gewesen war?

»Was ich meinte, war . . .«

»Die Sendung ist auf Band aufgezeichnet worden«, sagte Bernice. »Der Augenblick war echt. In dem Sinne war es reichlich live. Ich habe mit dem Gedanken ge-

spielt, die Stelle herauszuschneiden. Ich habe auch mit dem Gedanken gespielt, sie unserem Sendeleiter vorzuführen, und dann habe ich mir gedacht: Draufgängerischer geht es ja gar nicht mehr. Echte, unverfälschte Gefühle. Ich werde die Konsequenzen tragen. Ich werde mein ganzes Leben auf den Kopf stellen. Ich habe geweint, als ich mich in der Aufzeichnung gesehen habe. Ich weine jedes Mal, wenn ich mir das Band ansehe.«

»Ich kann einfach nicht glauben, dass du den Nerv hattest, das zu sagen«, sagte Sonia.

Bernice lächelte tapfer und dankbar.

»Hätten Sie angerufen, wenn Sie die Sendung gesehen hätten?«, fragte Sonia mich.

Ich sagte, ich wüsste es nicht. Vielleicht.

»Aber Sie wussten doch, dass Sie adoptiert worden sind, oder nicht? Dass irgendwo eine echte Mutter herumläuft, die Sie sucht?«

Ich sagte, ich hätte es immer gewusst, hätte mir aber keine konkreten Vorstellungen von meiner wirklichen Mutter gemacht, und ich hätte auch keinen Grund zu der Annahme gehabt, dass sie irgendwo rumlief oder gar nach mir suchte.

»Wie hättest du es über dich bringen können, mich nicht anzurufen, nachdem du etwas Derartiges gesehen hast?«, fragte Bernice. »Wie hätte das irgendjemand über sich gebracht?« Sie wandte sich an Sonia. »Liegt es an mir? Bin ich hier die Verrückte? Sieh uns genau an.«

»Sie hat sich nicht davor gefürchtet, für Sie das größte Risiko ihres ganzen Lebens einzugehen«, sagte Sonia.

»Inwiefern?«, fragte ich. Bernice wartete huldvoll Sonias Erklärung ab.

»Sie hat sich selbst als Mutter eines unehelichen Kindes gebrandmarkt. Ohne zu wissen, ob die Wahrheit sie ihren Job kosten wird . . .«

»Genau genommen habe ich mir ein scharlachrotes ›A‹ auf die Brust gemalt«, fiel ihr Bernice ins Wort.

Ich fragte, was nach der Übertragung *tatsächlich* passiert war.

»Vier von fünf Anrufern haben mich dazu beglückwünscht, dass ich den Mumm hatte, das zu tun, was ich getan habe«, sagte Bernice. »Nur zwei haben gesagt: ›Lasst diese Schlampe bloß nie mehr auf Sendung gehen.««

Sonia, ihre getreuliche Verbündete, räusperte sich gewichtig.

»Das sind diese Irren«, sagte Bernice. »Sie drohen ständig damit, sich an die FCC zu wenden und einem Sendeverbot erteilen zu lassen. Ich hatte einmal einen verheirateten Geistlichen und eine Nonne in einer Sendung, und ich habe ihnen eine Routinefrage zu vorehelicher Sexualität gestellt. Das hat die Telefonzentrale buchstäblich gesprengt.«

Bernice und Sonia beklagten diesen Vorfall. Ich war in ihrer dramatischen Familienzusammenführung die vergessene Schauspielerin. Wahrscheinlich war es meine Schuld, dass ich meine Einsätze verpasste und daran scheiterte, in einer Form zu reagieren, die dazu führen würde, dass ich auf einem Ohrensessel vor einer Kamera saß und Bernice mit beiden Händen eine meiner Hände fest umklammert hielt.

»Möchtest du dir die Stelle vielleicht irgendwann einmal ansehen?«, fragte Bernice.

Ich sagte: »Vielleicht später einmal. Danke.«

»Sie ist sehr . . . distanziert. Ich habe etwas ganz anderes erwartet«, wandte sich Bernice an Sonia, als sei ich gar nicht da und würde es nicht hören.

»Sie steht unter Schock.«

»Nein, ich stehe keineswegs unter Schock.«

»Ich weiß jedenfalls, wie ich reagieren würde, wenn meine leibliche Mutter mich fände«, sagte Bernice.